№ 39. Schlesische 1847.

Gebirgs-Blüthen.

Dreizehnter Jahrgang.

Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 16. September.

Zuruf
an den „von Herzen braven und guten Mann."

Du Mann, „von Herzen brav und gut,
Auch sonst von simplem Schlage;"
Du Mann, „beseelt mit Lebensmuth,"
Und doch der Deinen Plage,
Weil Du dem Branntwein, dieser Fluth
Der Hölle, opferst Ehr und Gut,
Sag'! wird Dir nicht bald bange? —

Sieh'! wie sich freut der Säufer Schaar
Ob Deinem jüngsten Falle,
Wie sie Dir streicheln Bart und Haar,
Wie gut sie's meinen alle! — —
Doch weh' dem! der Dich retten will —
Ob Seelenhirt, ob Weib, gleich viel —
Ihn sticht des Läst'rers Zunge.

O Mann! der Du durch Gottes Gnad'
Den Weg des Heils einst g'funden,
Entflohen warst des Mörders Pfad
Und heiltest Deine Wunden,
Sag' an! was hat Dich so berückt,
Aufs neu ins Branntweinjoch verstrickt?
War's Deine Bravheit? Güte? —

O nein! Das hat der Feind gethan,
Der Mörder vieler Seelen;
Der Lügner, der von Anfang an
Nur lehrte sünd'gen, fehlen.
Dann hast Du aufgethan die Thür
Des Herzens; nun kann für und für
Dich knechten er zu Tode.

O kehre um, laß retten Dich
Aus des Verderbers Netzen!
Bereu' den Fall, ermanne Dich,
Treib aus aus Deinem Herzen
Den Feind, der Dich verderben will! —
Dem Heiland halt' in Buße still,
Er wird Dir Hülfe senden.

Du Mann, „von Herzen brav und gut,"
Wie Dich die Welt jetzt nennet, —
Trau nicht der Schlangensaamenbrut,
Die sich zu Dir nun dränget!
Kehr' um, nimm's Kreuz und folge nach
Dem Heiland, der viel Hohn und Schmach,
Den Tod für Dich erduldet!

Zwar wird die Höll' durch ihre Brut
Dich schmähen ohne Maaßen;
Doch dulde still, hab guten Muth,
Gott wird dich nicht verlassen.

Bedenke, was der Heiland spricht:
„Der zu mir kommt, den werd' ich nicht
Verstoßen, er wird leben."

Und dieses Ziel nur schaue an
Bei Deinen heißen Kämpfen!
Geh' muthig fort die schmale Bahn,
Laß nichts den Eifer dämpfen!
Der Sieger über Höll' und Tod,
Der Heiland, wird auch Deine Noth
Dir helfen überwinden.

A. H.

Der Wildschütz.

(Beschluß.)

Nach kurzer Rast begannen schon die Arbeiten zur ersten nothdürftigsten Einrichtung. Die erste Wohnung war eine kleine Hütte von Laubreis. Am folgenden Tage fällte Tins Bäume zum Blockhause, wobei ihm die Handgriffe und Geschicklichkeiten seines Handwerks sehr zu Statten kamen. Nichtsdestoweniger war auch für ihn das Fällen dieser riesigen Stämme eine höchst anstrengende Arbeit. So ungern nun Marielies mit ihrem Manne in diese neue Wildniß gezogen war, so stand sie ihm in der härtesten und beschwerlichsten Arbeit doch getreulich und unverdrossen bei.

Am dritten Tage war sie eben beschäftigt, ihrem Säugling die Brust zu reichen, als mit dem dumpfdonnernden Geräusche eines fallenden Baumes zugleich ein heller Nothschrei ihres Mannes an ihr erschrockenes Ohr schlug. Sie legte das Kind in die Hütte und eilte nach der Stelle. Tins lag auf dem Gesicht zu Boden unter den belaubten Zweigen eines gefällten Baumes, so daß sie Mühe hatte, zu ihm zu gelangen. Der Baum hatte beim Stürzen eine etwas andere Richtung genommen, als Tins vermuthet, und obgleich er nun die schnellste Flucht versucht hatte, so war er doch noch von einem Aste erfaßt und zu Boden geschmettert worden. Marielies befreite ihn mit dem Beile von seinen Banden, aber er konnte nicht aufstehen und klagte über den heftigsten Schmerz im Rückgrat, wo ihn der Ast getroffen. Im Gesicht und an den Händen war er nur unbedeutend verletzt. Wie er sich auch anstrengen mochte, er war nicht im Stande sich von der Stelle zu bewegen, und die starke Frau schleppte ihn endlich auf dem Rücken nach der Laubhütte, wobei er kläglich über Schmerzen schrie. Diese nahmen von Minute zu Minute zu, und sein Gestöhn klang entsetzlich. Die Frau war in einer trostlosen Lage. In diesen menschenleeren, endlosen, ihr unbekannten Wäldern, von jeder Hülfe so weit! Tins forderte sie auf, nach der nächsten Farm zu reiten, um ihm Hülfe herbeizuschaffen; denn in diesen einsamen Häusern ist man auf dergleichen Fälle mit guten Hausmitteln stets vorbereitet, und das eine oder das andere Individuum besitzt so viel ärztliche und wundärztliche Kenntnisse, um Hülfe leisten zu können. Tins beschrieb der schwerbekümmerten Frau die Richtung, die sie zu nehmen hatte, so genau als möglich, und behauptete, sie müsse noch vor Nacht in der Farm anlangen, und wenn die Männer gleich mit ihr aufbrechen würden, so werde mit Tagesanbruch die Hülfe da sein.

Die Frau steckte ihre beiden jüngsten Kinder in den einen Korb, in den andern einige Lebensmittel und Decken. Die beiden ältern Kinder sollten beim Vater bleiben, um ihn zu bedienen, ein schwieriges Stück für ein fünfjähriges Mädchen und einen vierjährigen Knaben. Aber Noth und Bedürfniß zeitigen den Menschen in jenen Ländern früher als bei uns. — Sie lud dann eine Doppelflinte, versah sich mit Munition, einem kleinen Handbeil, einem Messer u. s. w. und

bestieg das Pferd. Sie ritt erst im Trab, dann im Schritt unter dem Dach der Riesenbäume, in der angegebenen Richtung, und Stunde auf Stunde verrann, wie sie an der sinkenden Sonne wahrnahm; kein Pfad, keine andere Spur eines menschlichen Wesens erfreute ihr spähendes Auge. Es wurde Nacht und sie langte an einer tiefen Schlucht an, die sie in der eintretenden Dunkelheit nicht mehr passiren konnte. Sie richtete sich also unter einem Baume ein, suchte dürres Holz und zündete ein Feuer an, indem sie einen Lauf der Flinte abschoß. Die Kinder waren schon im Korbe eingeschlafen, sie hüllte sich in die Decken und ließ das Pferd sich seine Nahrung suchen. Das Grausen, welches der Blick in dem tiefffinstern Wald hervorrief, wurde durch das Geheul der Raubthiere, das vorzüglich stark aus der Schlucht heraufschallte, und das Geschrei der Vögel in den Zweigen vermehrt. Die Frau genoß nur eines unruhigen Halbschlafs, und mit dem ersten Tageslicht war sie schon wieder reisefertig, das Herz voll schwerer Kümmerniß. Nun nahm sie mit Schrecken wahr, daß es durchaus unmöglich sei, durch die Schlucht zu kommen; denn sie war von beträchtlicher Tiefe, unten mit wildverwachsener Vegetation ausgefüllt, die Wände aber steil und schroff. Marielies ritt also in westlicher Richtung am Rande der Schlucht fort, um einen Uebergangspunkt zu entdecken. Aber es war vergebens. Erst Nachmittags kam sie an das Ende der Schlucht, das in einen Waldstrom mündete. Mit dem Muthe der Verzweiflung setzte sie das ziemlich steile Ufer hinab, ängstlich bedacht, daß, keins der Kinder aus dem Korbe stürze, und ließ das Pferd durch den Strom schwimmen.

Unterdessen hatte sich aber, von ihr unbemerkt, der Himmel verdüstert, und als Marielies die Augen aufhob, nach der Sonne zu spähen, war von dieser nichts mehr zu entdecken. Jetzt hatte sie alle Richtung verloren und irrte auf's Geradewohl durch die Wildniß. Die Schwüle wurde schier unerträglich und die unglückliche Frau verschmachtete fast, denn sie fand keine Quelle; ihrem Säugling gewährte ihre Brust keine Nahrung, und er schrie jämmerlich. Ihr Mundvorrath war zu Ende, und Blitz und Donner verkündeten den Ausbruch eines Gewitters, die in jenen Gegenden sich stets mit furchtbarer Wuth entladen.

Sie suchte Schutz unter einem Baume und befahl sich und die Ihrigen in Gottes Hand. Der Blitz spaltete Bäume in ihrer Nähe, der Regen goß in Bächen herab; dazu wurde es Nacht, und Hunger und Durst quälten Mutter und Kinder. — Der Gedanke an die Zurückgebliebenen marterte die arme Frau. Ihre Lage war wahrhaft verzweiflungsvoll. Doch sie raffte ihren Muth zusammen. Sie hatte Sorge getragen, daß ihr Pulver trocken blieb. Sobald das Gewitter vorüber war, lud sie die Flinte, um Jagd auf einen Vogel zu machen, mit dessen Blut sie die wimmernden Kinder tränken wollte, auch gab sie nicht alle Hoffnung auf, trotz dem nassen Holze doch ein Feuer zu entzünden, an dem sie die Jagdbeute braten könnte. Aber es war schon zu finster, sie konnte das Ziel nicht erkennen. Sie schoß, aber sie traf nicht. Jetzt ergriff Verzweiflung mit eisernen Krallen ihr Herz. Der Gedanke, daß sie ihre Kinder müßte verhungern lassen, sträubte ihr das Haar. Sie schoß den andern Lauf ab, wiederum ohne Erfolg. Aber nein! Nur daß die Schüsse einen ganz andern Erfolg hatten, als Marielies bezweckt. Horch! — ein Schuß in der Ferne. Sein Schall durchzuckt die unglückliche Frau mit freudigem

Schrecken. Sie ladet schnell das Gewehr und drückt beide Läufe nach einander ab; dann horchte sie mit zurückgehaltenem Athem. Näher schon fallen die antwortenden Schüsse. Sie ladet und schießt. Jetzt vernimmt die Horchende den langgedehnten Ruf einer Stimme. Sie antwortet eben so. Hunde laufen herbei, bellen sie an und springen wieder zurück. Fackelglanz dringt durch den Wald und nach wenigen Minuten sieht sie sich von sechs kräftigen Männergestalten, in den braunen Lederkleidern der Hinterwäldler umgeben.

Mit den wenigen englischen Worten, die ihr zu Gebot stehen, sagt sie, daß sie die Frau eines deutschen Farmers sei, den ein Unglück betroffen. Da klingen die vaterländischen Laute an ihr Ohr.

„Dann sprecht Deutsch," sagte ein Mann, „ihr findet einige Landsleute unter dieser Jagdgesellschaft."

Sie erzählt ihr Schicksal, die Freude beflügelt ihre Zunge, und sie erfährt, daß sie sich unter Jägern befinde, die sich vor dem Gewitter verborgen und im Walde ihr Nachtlager aufgeschlagen haben. Nun waren zwei von der Gesellschaft noch nicht wieder hinzugestoßen, und die Andern hielten Marielies Schüsse für Nothsignale ihrer Gefährten. Als diese nicht kamen, brach ein Theil der Gesellschaft mit einigen Hunden auf. Die Frau wurde mit Pferd und Kindern zu dem Nachtlager der Gesellschaft gebracht, die aus dreißig und einigen Köpfen bestand.

Ein Mann trat, während sie sprach, nah an sie heran, ihre Züge beim Schein des Feuers zu betrachten. — „Ist Euer Mann nicht der Justinus Kolbe?" fragte dann ein Anderer.

Sie bejahte es. Ihr Mann hatte seinen Namen in Amerika nicht geändert, und sie mußte voraussetzen daß er diesen Jägern bekannt sei, da er sich oft an solche Jagdgesellschaften anschloß, wie sie die westlichen Wälder durchstreifen, und sie hatte schon solche Gesellschaften in ihrem Blockhause beherbergt.

Während die Frau Hunger und Durst stillte, und ihre Kinder befriedigte, beriethen sich die Männer. Es wurde beschlossen, daß die erschöpfte Frau der Ruhe pflegen sollte. Einige Männer, die bei ihr blieben, sollten sie am folgenden Tage nach der nächsten Farm bringen, die einem von den deutschen Männern gehörte. Die übrige Mannschaft brach mit den Hunden auf, den Kranken zu suchen, nachdem Marielies noch einmal, so genau es ihr möglich, Weg und Gegend angegeben hatte. Kaum waren die Jäger fort, als sie neben ihren Kindern in einen festen Schlaf versank.

Es würde der Jagdgesellschaft schwerlich gelungen sein, den verletzten Kolbe in der kleinen Laubhütte zu finden, so sehr sie sich auch vertheilt und ihren Ruf durch die Wälder hatte erschallen lassen, wenn sie nicht die Hunde bei sich gehabt hätte. Diese Thiere hatten aber die Witterung der Frau und die beiden Kinder genommen und verfolgten dieselbe, und auf diese Weise wurden die Jagdgesellen zu der Stelle geführt. Sie langten in den ersten Vormittagsstunden bei dem Kranken an, den sie in einem ohnmächtigen Zustande fanden. Die Kinder spielten vor der Hütte. Die Jäger zimmerten sogleich eine Tragbahre, auf welche Tins gelegt wurde. Die Kinder luden einige Männer auf den Rücken. Der Zug setzte sich in Bewegung und langte gegen Mitternacht in einer eben auch im Aufbau begriffenen Farm im Mississippithale an. Die Frau war eine Stunde vorher mit den beiden jüngsten Kin-

dern ebenfalls glücklich angekommen, und trotz des betrübenden Zustandes ihres Mannes, war ihre Freude doch groß, die Ihrigen wieder beisammen zu sehen.

Der Kranke, schon bei seiner Auffindung vorläufig untersucht, wurde einer zweiten genauen Untersuchung unterworfen, welche keine Hoffnung gewährte. Die Rückenwirbel waren verletzt und das Rückenmark erschüttert, was stets über lang oder kurz den Tod herbeiführt.

Es ist nicht möglich, die gemischten Gefühle zu beschreiben, welche auf Marielies und ihren kranken Mann einstürmten als am hellen Morgen der Beisitzer der neuen Farm an der Hand seiner Frau in das Blockhaus trat, in welches die Familie Kolbe einquartirt worden war, und sie in denselben ihre Landsleute, den Försterfritz und die Schenkchristel, erkannten. Marielies stürzte mit einem Schrei vor jenen auf die Knie und hob die Hände flehend empor, aber sie war nicht fähig, ein Wort hervorzubringen. Der Kranke stieß zu gleicher Zeit ein gräßliches Stöhnen aus. Auch er hatte den Mann erkannt, dessen Vater er gemordet; auch er hatte das liebliche Wesen erkannt, an dem er mit so starker und so schwärmerischer Liebe gehangen.

Friedrich Hendrichs, der edle deutsche Mann reichte dem Unglücklichen die vergebende Hand und sprach Worte des Trostes und der Liebe zu den beiden Eheleuten. Des Mordes wurde mit keinem Worte erwähnt, aber zur Sprache kam die wunderbare Fügung, daß die Jagdhunde, auf welche Tins vor sechs Jahren sein mörderisches Geschoß gerichtet, ihn jetzt in der Wildniß der amerikanischen Urwälder aufgefunden hatten. Ohne Hülfe dieser Thiere wäre er höchstwahrscheinlich mit seinen beiden Kindern elendiglich umgekommen.

Alle Gebote der Christenpflicht und Menschenliebe wurden von dem Hendrichs'schen Ehepaar mit wonneseligem Eifer erfüllt. Die gute Christel, selbst Mutter einiger hübschen Kinder, unterzog sich mit Marielies gemeinschaftlich der Pflege des kranken Mannes und der Kinder, und Tins Auge hing dankbar und verklärt wieder an ihren schönen Zügen.

Es stellte sich heraus, daß Hendrichs erst seit einigen Monaten in dieser Gegend verweilte. Die Unduldsamkeit der Menschen hatte ihn aus dem Vaterlande vertrieben, die Lust am Jägerhandwerk ihn in die Wälder des Westens gelockt. Er hatte erst in einem östlichen Staate eine Farm besessen, dann sich aber mit jener Jagdgesellschaft verbunden, die sich im Westen des Michiganstaates ansiedelte.

Tins lebte noch drei Wochen, die ihm durch Christels Nähe und das mildfreundliche Benehmen ihres Mannes gegen ihn versüßt wurden. Er ertrug die größten Schmerzen mit Geduld, wenn er den Blick auf die ihm so theuren Züge seiner Wirthin heften konnte, und mit solch einem Blick starb er zuletzt ruhig, indem er Fritz und Christels Hände gefaßt hielt.

Fritz behielt die Wittwe mit ihren Kindern so lange bei sich bis sie sich wieder an einen Farmer verheirathete. — Auf Tins Grab setzte er ein Kreuz mit der Inschrift: „Hier ruht die irdische Hülle eines Mannes, dem Gott verzeihen möge, wie ich ihm verziehen habe."

Ein edler Zug.

Ein Diener tritt ein und übergibt einem Manne mit tiefernster Miene, der an seinem Schreibtische seit fünf Uhr des Morgens um-

unterbrochen fortarbeitet, einen Brief folgenden Inhalts:

„Gleich dem lieben Gotte, dessen würdigster Diener Sie sind, besitzen Sie ein Herz, das für die Unglücklichen, stets ein unerschöpflicher Born der Mildthätigkeit ist. Und deshalb wendet sich an Sie ein armes bedauernswerthes Geschöpf. Jung und ohne Erfahrung, wie ich bin, gab ich vor fünf Monaten Worten Gehör, denen ich nie hätte Glauben schenken sollen, aber der Mund, der sie ausgesprochen, war so schön, die Stimme so süß und verführerisch. Eines Abends verließ ich Neapel, meine Vaterstadt, welche ich leider nie mehr wiedersehen werde. Meine Mutter hat mir sicherlich geflucht, als sie des Morgens ihres einzigen Kindes Schlafstätte leer fand. Ich komme, den lieben Gott und dessen würdigsten Vertreter auf Erden um Gnade anzuflehen. Ich wünschte, mein schuldvolles Leben in einem Kloster in Buße enden zu dürfen. Wie die reuige Magdalena will ich weinen und das Geschehene tief bereuen. Giulietta."

Der Brief trug sichtbare Spuren der Thränen, welche während des Schreibens auf denselben gefallen waren. Der Priester winkte dem Diener, und bald hierauf trat, in einen dichten Schleier gehüllt, die Neapolitanerin zitternd vor ihn hin.

„Fürchtet nichts, meine Tochter," sprach mit wohlwollendem Tone der Diener des Herrn, „nicht ein Richter, Euer zweiter Vater vielmehr hat Euch rufen lassen; wenn Ihr ernstlich Reue über das Geschehene empfindet, will er Euch freudig vergeben. Lüftet den Schleier."

Die Neapolitanerin gehorchte. Trotz der Thränen und des auf dem Antlitze klar ausgeprägten Seelenschmerzes erschien sie schön und durch die Reue verklärt.

Sie erzählte nun bebend ihre Geschichte: es war die aller jungen Mädchen, welche auf Kosten der Pflicht und der Vernunft blos der Stimme des Herzens horchen, und ihr ganzes Dasein der Laune eines vergänglichen Wunsches, dem Traume einer allzulebendigen, leidenschaftlichen Einbildungskraft opfern.

Die Sünde, die sie begangen, war groß und unverbesserlich, aber ernste Reue lindert sie. Der Mann mit dem geprüften Scharfblick erkannte, sobald ihm das Uebel im wahren Lichte erschienen war, auch die ganze Tiefe desselben. Der Jüngling, welcher das unglückliche Mädchen entführt hatte, war, obgleich nicht unschuldig, doch auch nicht so verdammenswerth, denn er gehörte einer armen vornehmen Familie an, welche, wie überhaupt der ganze neapolitanische Adel, sich des Vorurtheils einer Mesalliance nicht entäußern konnte und daher die Verbindung eines Edelmanns mit einer schlichten Bürgerstochter, welche wohl Tugend und ein bedeutendes Vermögen, aber leider! keinen Titel und kein Prädikat aufzuweisen hatte, nimmermehr zugeben wollte.

„Wo wohnet Ihr, meine Tochter?" fragte mit lebhafter Theilnahme der Priester.

„Hier in der Nähe, auf dem Corso."

„Allein?"

„Nein, ich bin nicht allein," erwiderte das Mädchen verschämt.

Da fügte der Kluge, welcher das „Nein" wohl begriffen hatte, rasch hinzu: „Ihr liebt ihn?"

„Vielleicht weniger wie Gott, aber gewiß mehr wie mich selber."

„Und Ihr habt Vertrauen zu mir?"

„So viel als zu meiner eigenen Mutter."

„Wohlan, Ihr werdet nicht auf den Corso zurückkehren, man wird Euch jetzt in ein

Kloster führen, weinet und betet zu Gott, daß er Euch Eure Sünde vergebe, denn Gott ist allgnädig und verzeiht allen, die es da aufrichtig mit sich und ihm meinen."

„Und Sie, mein Vater?"

„Ich bin nur ein Mensch, und beurtheile Euch auch als solcher. Ich habe Euch vergeben."

Des Abends trat das Mädchen ruhig und sich dem obern Willen gehorsam ergebend, in ein Kloster.

Noch spät in der Nacht pochte Jemand an ein kleines Thor eines Eckhauses, welches auf dem großen, um diese Zeit ganz geräuschlosen Corso stand. Derselbe, dicht in einen alten tuchenen Mantel gehüllt, trat ein und fragte, ob hier Signor Giuseppa wohne.

Ein schöner, hochgewachsener junger Mann, mit einem würdevollen, interessanten Aeußern, der sein Wappenschild in Antlitz, Sprache und Haltung ausgeprägt trug, kam dem Priester voll Achtung entgegen.

„Ihr nennt Euch Giuseppe?" fragte dieser in einem halbbefremdenden Tone.

„Ja, mein Vater."

„Liebet Ihr Giuletten?"

„Sie ist mein Abgott."

„Ihr glaubt doch nicht an mehrere Götter?" meinte in einem ernst-verweisenden Tone der Priester.

„Ich schwöre es Euch, ich liebe sie für alle Ewigkeiten."

„Und Ihr fühlet in Euch die Kraft, sie glücklich zu machen?"

„Ja, und wenn es mein Leben kosten sollte."

„Kommen diese Worte aus dem Grunde des Herzens?"

Und der Jüngling erhob dabei feierlich die beiden Finger der Rechten, bereit zum Schwure.

„Bedenket zuvor, reiflich, was Ihr sprechet. Du sollst nicht den Namen des Herrn eitel nennen."

„Bei meiner Ehre gelobe ich es," rief begeistert, mit festem, männlichen Tone der Jüngling, und ergriff dabei das große, goldene Crucifix, welches an des Priesters Brust hing, „beim Blute des Gekreuzigten, ich lüge nicht!"

Und der Priester überreichte ihm dasselbe mit gnädigem, Versöhnung kündenden Blicke, und der bleiche Italiener ließ sich in Ehrfurcht nieder, neigte sich tief und küßte es.

„Giuseppe, Ihr seid ein Mann, will ich hoffen. Euer Mädchen war bei mir und bat um den Schleier. Das Kloster della Santa Madonna hat die Büßende in Gnaden in seinen Schooß aufgenommen. Sie ist jetzt mit dem Himmel getraut."

Und der Arme rang die Hände und ließ vor Schmerz sein Haupt tief sinken.

„Ihr habt sie verführt, jetzt müßt Ihr's büßen. Nicht um Euch mit Vorwürfen zu überhäufen, vielmehr um Euch mit dem Schicksal zu versöhnen und Euch vorzubereiten, kam ich hierher. Ihr seyd ein Mann und müsset Euch in das Unabänderliche gelassen fügen."

„Seid Ihr mir etwa böse, weil ich Euch Euer Mädchen entzogen habe?" fragte mit klangvoller, zur Seele gehender Stimme der Priester.

Da reichte der Jüngling, wie aus einer Ohnmacht sich erhebend, dem Frager die Hand, welcher sie fest drückte.

„Seht, das gefällt mir, nie soll ein Mensch dem andern einen geheimen Groll nachtragen. So bleiben wir stets gute Freunde. Ueberdies that ich nur, was mein heiliges Amt, meine ernste Pflicht erheischte."

„Darf ich sie noch einmal sehen?" frug

mit bebendem scheuem Tone der liebende Giuseppe.

„Ich kann und will Euch nichts versprechen, ich weiß es kaum selbst."

Und dabei schlug er ihm treuherzig auf die Schulter, schenkte ihm noch einen letzten, freundlichen Blick, und schied eben so ruhig und prunklos, wie er gekommen war.

Es mochte etwa ein Monat verflossen sein, als ein Wagen vor dem Hause Giuseppe's hielt. Ein betagter Geistlicher trat ein, und forderte ihn auf, zu einem bekannten und ihm wohlgewogenen Herrn zu fahren. Der Geistliche hatte ein ehrliches Gesicht, die Züge schienen ihm nicht ganz unbekannt, und so nahm er stillschweigend die Einladung an.

Nachdem Beide eine kurze Strecke gefahren, befanden sie sich mitten in einem breiten Hofe, ein Bedienter öffnete rasch die Kutschenthüre, und Giuseppe ging über eine mit feinen Teppichen reich belegte, prachtvolle Treppe und trat in ein hohes, einfach aber edel und geschmackvoll geziertes Gemach. Es öffnete sich eine Seitenthüre, und ein Mann mit der Tiara auf dem Haupte, im Purpurmantel, erschien, und der Jüngling warf sich, nachdem er seinen einstmaligen Besucher erkannt hatte, mit dem Rufe: „Santissimo Padre!" zu dessen Füßen.

„Steht auf," meinte verweisend der Edle, „sinket vor Gott und nicht vor Menschen auf Euer Angesicht. Hört! Das Hinderniß, welches sich Euerer Verbindung mit Giuletten bisher entgegenzestellt, besteht nicht mehr, vor Gott ist alles möglich, er kennt nur einen Adel: den des Herzens. Eure Eltern haben Euch vergeben, in vierzehn Tagen seid Ihr mit Eurer Geliebten getraut, bis dorthin bleibt sie im Kloster. — Aber um des Herrn willen, erhebt Euch, sprach halb wohlwollend, halb erzürnt der Priester. Wisset, daß Eure Mutter vor Schmerz über Eure Flucht dem Grabe nahe war, aber dem Heiland sei Dank! sie befindet sich jetzt wohler. Ich habe mein Möglichstes gethan, um mit dem göttlichen Beistande der Mutter einen dankbaren Sohn, dem Geliebten eine brave Frau wieder zu geben. „Aber," fügte er lächelnd hinzu, „nicht wahr, Giuseppe, jetzt werdet Ihr nicht mehr entfliehen?"

Zur bestimmten Zeit fand in der Chiesa di Santa Maria degli Angeli in Rom die feierliche Trauung statt, alle Verwandten von nahe und ferne, und natürlich auch die hocherfreuten Eltern, welche der Priester eigens von Neapel hierher geladen hatte, fehlten heute nicht, zumal er sich zur ausschließlichen Bedingung gemacht hatte, sie selbst einzusegnen.

Und dieser geheimnißvolle Priester war kein Anderer als Papst Pius IX.

Miscelle.

Die Philosophen aller Zeiten haben sich große Mühe gegeben, eine möglichst treffende Definition aufzufinden, welche so recht ad oculos den Unterschied zwischen Mensch und Thier zeigt. Zwei der merkwürdigsten Definitionen dieser Art sind von Edmund Burke und Adam Smith. Der Erste sagte: „der Mensch ist ein Thier, das seine Speisen kocht, der 2. der Mensch ist ein Thier, welches Handel treibt. Beides thut kein anderes Geschöpf. —

Räthsel.

Im Ersten Beten und Singen erklingt;
Die Andre betet, das Ganze singt. —

Redaktion, Druck und Verlag von C. J. Schlögel.